

Als Elsa im Urlaub erfährt, dass ihr geliebter Vater getötet wurde, nimmt sie den ersten Flug zurück nach Holland. Ihre Familie lässt sie schweren Herzens in Südfrankreich zurück. Doch in Amsterdam muss sie feststellen, dass ihr Vater, ein emeritierter Professor für Mittelalterforschung, an etwas gearbeitet hat, das offensichtlich größte Geheimhaltung erforderte. Und dass er versteckte Hinweise für sie, die ebenso belesene wie begnadete Mathematikerin, hinterlassen hat. Elsa kennt dieses Spiel nur zu gut. Schließlich hat ihr alleinerziehender Vater früher häufig knifflige Rätsel für sie erstellt. Aber was haben die Schriften Ciceros mit dem Tod ihres Vaters zu tun? Und wer ist ihr auf den Fersen? Es folgt ein rasanter Wettlauf, von Amsterdam bis nach Südfrankreich. 24 Stunden, in denen sich alles verändert.

ARJEN LUBACH, 1979 geboren, ist neben seinem Erfolg als Autor zahlreicher Romane einer der bekanntesten Comedians und TV-Größen der Niederlande. Aufmerksamkeit brachte ihm vor allem seine wöchentliche Show »Zondag met Lubach« (»Sonntag mit Lubach«) ein. Sein Krimi »Der fünfte Brief« war für den niederländischen Thrillerpreis nominiert und wurde mit dem Crimezone Debütpreis ausgezeichnet.

Bei einer Neuauflage des Romans versah Arjen Lubach ihn mit einem neuen Ende, nicht, weil er den ersten Ausgang der Geschichte bedauert hätte, sondern weil ihm das zweite Ende in der gegenwärtigen Situation, in der sich unsere Welt befindet, passender erschien. Aber lesen Sie selbst! Diese Ausgabe enthält das neue Ende. Einen Link zum ursprünglichen Ende finden Sie im Anhang des Buches.

Arjen Lubach

Der fünfte Brief

Ein Amsterdam-Krimi

*Aus dem Niederländischen
von Marlene Müller-Haas*

btb

Die niederländische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»IV« bei Uitgeverij Podium, Amsterdam.
Die Ausgabe mit dem neuen Ende erschien 2014.

Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstiftung
für die Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2016

Copyright © 2013, 2014 Arjen Lubach

Vermittelt durch die Sebes & Bisseling Literary Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Jon Arnold/Getty Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71382-0

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de/

≈ Erster Teil ≈

07:00 Uhr
Maison Taciturne
Le Muy, Provence

Joost Doorman wacht als Erster auf. Sonnenlicht strömt durch den Schlitz zwischen den Vorhängen ins Schlafzimmer. Sie sind in Frankreich, im Ferienhaus von Elsas Familie. Elsa liegt neben ihm und schläft.

So leise wie möglich steigt er aus dem Bett, schaut ins Reisebettchen nach Lars, ihrem acht Monate alten Sohn, und ist wie jeden Tag wieder erleichtert, als er ihn Atem holen sieht. Lars liegt auf dem Rücken, die Ärmchen neben den Ohren ausgestreckt. Er scheint noch tiefer zu schlafen als seine Mutter.

Joost schleicht ins Wohnzimmer, öffnet die Flügeltür zur Terrasse und tritt ins Freie. Es ist jetzt schon heiß. Die Zeilen der Weinstöcke werfen lange Morgenschatten aufs Gras, ins Tal, die Hügel hinab. Einen Moment lang schließt er die Augen und atmet tief ein. Im Gebüsch neben dem Haus hört man noch ein paar Grillen. Ihr Zirpen in der Nacht ist ihm mittlerweile vertraut, es beruhigt ihn: Ich bin nicht zu Hause. Wenn ich morgens aufwache, warten keine Verpflichtungen.

Er mag diese Tageszeit. Joost reibt sich die Augen, reibt sich die Nacht aus den Augen und den Tag hinein. In der Ferne liegt das Mittelmeer. Es sieht so nah aus, denkt er, das Meer. Als könne man schnell mal hinlaufen, dabei braucht man mit dem Auto fast anderthalb Stunden. Eine Eidechse erschrickt vor ihm und flieht über den Efeu aufs Dach.

Es ist ihr erster Urlaub seit Lars' Geburt, und es ist das erste Mal, dass Elsa ihn ins Ferienhaus der Familie in der Provence

mitgenommen hat. Als er es sah, wuchs seine Verwunderung darüber, dass sie noch nie hier gewesen waren. Es ist ein wunderbares Haus auf einem großen Grundstück. Von der Terrasse aus hat man einen weiten Blick nach Süden über die Rebgärten.

In den vergangenen Jahren wurden die angrenzenden Grundstücke von reichen Russen aufgekauft, die ihre Gärten mit hohen weißen Mauern und Überwachungskameras abgeschottet haben.

»Es ist nicht mehr wie früher«, hatte Elsa gesagt. »Früher war es um uns herum leer.«

Joost stört das nicht. Das Haus kostet sie nichts, und sie sind endlich weg. Weg aus Amsterdam und weg von seinen humorlosen Kollegen im Konstruktionsbüro. Zu seiner großen Zufriedenheit hat Elsa ihren Laptop zu Hause gelassen. So muss sie sich auf den Urlaub einlassen. Keine langen Mails beantworten, keine Last-minute-Recherchen für die endgültige Fassung ihrer Doktorarbeit. Diese Wochen sind perfekt: nur Elsa, er, Lars und das Ferienhaus im Süden Frankreichs.

Es war ziemlich mühsam, sie zu überzeugen.

»Es muss jetzt sein«, hat er gesagt. Elsa war gerade nach Hause gekommen, nassgeregnet bis auf die Haut. Sie streifte ihre Regenhose in der winzigen Diele in ihrem Haus in Watergraafsmeer ab. Lars weinte. »Es muss wirklich jetzt sein. Sonst dauert es wieder Monate, bis wir gleichzeitig freinehmen können.«

Joost hörte sich so niedergeschlagen an, dass Elsa lachen musste.

»Wie viele Monate?«, fragte sie, während sie ihr Haar trockenrieb.

»Sechzig Millionen.«

Sie lachte, umarmte ihn und sagte: »Ich frage meinen Vater, ob wir ins Haus können, okay?«

Jetzt, wo sie seit einer Woche hier sind, sieht er, wie sie allmählich ruhiger wird. Ihre Schultern sind nicht mehr ganz so hochgezogen, die Lider wirken weniger schwer. Sie schläft länger, besser. Er ebenfalls.

Elsa wird nächste Woche neunundzwanzig. Sie war so gut wie fertig mit ihrer Doktorarbeit an der Mathefakultät, als sie schwanger wurde. Die Forschungsgruppe war nicht gerade begeistert, aber weil Elsa versprach, trotz des Kindes möglichst viel weiter- und vorzuarbeiten, konnte sie eine gute Vereinbarung aushandeln. Die Kollegen wollten sie nicht verlieren.

Er denkt an den Abend in der Universität, als er sie zum Abschiedsempfang eines Kollegen aus ihrer Fachgruppe begleitete.

»Es gibt wenige, die so viel Talent haben wie Elsa«, flüsterte ihm ein angetrunkener Professor ins Ohr. »Wie sie an die Goldbachsche Vermutung herangeht, das ist wirklich *mind-blowing*.«

Joost konnte nur stolz nicken. Wie brilliant sie auch sein mochte, Elsa war vor allem seine Freundin. Und inzwischen auch die Mutter seines Kindes. Ihr Gesicht ist noch faltenlos, ihr Körper hat sich nach wenigen Monaten fast vollständig von der Schwangerschaft erholt, als hätte er nichts durchgemacht.

Auf der anderen Seite des Hauses hält ein Auto. Eine Autotür wird geöffnet und wieder geschlossen, dann fährt das Auto wieder an. Joost geht ums Haus. Der Lieferwagen biegt gerade um die Ecke. Vor der Eingangstür liegt eine Papiertüte. Wie jeden Morgen in der vergangenen Woche, zwei Croissants und ein Baguette. Dann hört er Lars weinen. Als Joost wieder auf der Terrasse ist, wird es plötzlich still. Elsa kommt ihm verschlafen entgegengetappt, in T-Shirt und Slip. Sie hält Lars auf dem Arm. Ihre Augen sind noch halb geschlossen.

»Guten Morgen«, sagt sie matt.

»Guten Morgen, du Faulpelz«, gibt er zurück und geht samt

Brötchentüte mit ihr ins Haus zurück. Auf der Terrasse setzt sich Elsa in einen der Liegestühle. Joost sieht sie durchs Fenster. Er sieht die Sonne auf ihrem Körper, ihre Hand um das Köpfchen des Kindes. Vom Meer her weht eine sanfte Brise. Sie schließt kurz die Augen.

»Was sollen wir denn heute unternehmen?«, fragt Joost, als er mit zwei Gläsern Orangensaft auf einem Tablett wieder im Freien steht.

»Woran denkst du?«, fragt Elsa. »Ein hippes Strandlokal? Flirten mit französischen Chicks?«

Joost lacht.

»Ich weiß nicht. In ein Meeresaquarium? Ein mittelalterliches Städtchen?«

»Nein«, verzieht Elsa angewidert das Gesicht. »Lieber nicht.«

»Hast du denn auf gar nichts Lust?«

»Doch, schon.« Sie greift nach seiner Hand. »Dass du gleich einen Salat machst. Mit Nüssen und Ziegenkäse. Und dass ich mein Buch zu Ende lese. Und dass es dann, bevor wir es merken, wieder Abend ist. Das wär mir am liebsten.«

Joost drückt zustimmend ihre Schulter und dreht sich um, bereit für einen Tag, der völlig anders verlaufen wird als gedacht.

07:50

Provinzialstraße, Maartensdijkse Bossen,
Niederlande

Das Auto fährt schnell. Jacob sitzt neben dem Fahrer, geht in den Kurven mit. Er ist ruhig, beherrscht. So wirkt es zumindest. In ihm klingt das Mantra, das er sich vor Jahren beigebracht hat: Ruhig atmen, alles ist gut. Es war nicht umsonst. Das Adrenalin fließt noch durch seine Adern. Irgendwo nagt ein Schuldgefühl.

Heute früh haben sie das Leben eines Menschen beendet.

Die Klappen der Klimaanlage sind offen. Jacobs Gesicht wird vom Luftstrom getrocknet, über sein graues Stoppelhaar streicht die Kühle. Wir schützen die Ordnung, denkt er. Dazu passen keine Gefühle.

Er schluckt.

Der Fahrer trägt Handschuhe. Er tippt auf den Blinker. Auf der Rückbank sitzt ein dritter Mann, mit einer Arzttasche auf dem Schoß. In letzter Sekunde biegen sie ab, zwischen zwei großen Eichen. Abrupt hält der Wagen. Jacob kennt das Manöver, er ist nicht überrascht. Der Chauffeur öffnet das Fahrerfenster und drückt eine Chipkarte gegen das schwarze, auf einem Pfahl angebrachte Kästchen. Klamme Luft strömt durchs Fenster herein. Eine Kamera über dem Tor schwenkt Richtung Auto.

Aus einem Lautsprecher tönt eine metallene Stimme: »Ja?«

Jacob räuspert sich. Er beugt sich Richtung Fenster, kommt dem Mann am Lenkrad unangenehm nahe. Das helle Leder des Autositzes knarrt.

»Das Heer der Drei«, sagt Jacob mit seiner tiefen, heiseren Stimme.

»Passwort?«, fragt die Lautsprecherstimme.

»Iseran«, antwortet Jacob.

»Bestätigungscode?« Jacob nickt dem Fahrer zu.

Der Mann mit den Handschuhen lehnt sich aus dem Fenster. »Nivolet«, sagt er.

Der dritte, kleine Mann auf der Rückbank will sich vorbeugen, doch bevor er etwas sagen kann, ertönt die Stimme: »Gut, ist in Ordnung.« Langsam öffnet sich das Tor. Der Automatikwagen beschleunigt, die Auffahrt entlang, an einer Baumreihe vorbei. Sie passieren das große Haus, das von der Straße aus zu sehen ist, den Geschäftssitz von Kibubu Immobilien. Die Auffahrt geht in einen schmalen, unbefestigten Weg über.

Die Sonne steht noch tief und spiegelt sich im Teich hinter dem Landhaus. Hinter dem Auto wirbelt Sand auf. Jacob spürt die Beschleunigung im Magen. Bloß nicht kotzen, denkt er. Später. Nachdem du Bericht erstattet und etwas gegessen hast und im Bett liegst. Wenn du erzählt hast, was passiert ist. Danach darf dir schlecht werden. Dann gehörst du wieder zum normalen Leben.

Jacob schaut auf seine Armbanduhr. Es ist jetzt zwei Stunden her. Er war um vier Uhr aufgestanden, und in dem Moment, als er beschloss, dass Marcus Ruys besser tot sein sollte als lebendig, war er völlig im Einklang mit seiner Rolle. Sie hatten den alten Professor überrascht. Er, der Chauffeur und der Mann mit der Arzttasche.

Ruys' Haus war schwer zu finden. Es lag versteckt zwischen einer Häuserzeile der Tesselschadestraat und dem Fußweg am östlichen Rand des Vondelparks. Erst nach einer Viertelstunde hatten sie's gefunden. Jacob hatte erwartet, dass Professor Ruys im Bett läge, doch der saß stattdessen vollständig angezogen in seinem Arbeitszimmer. Er trug sogar eine Krawatte – als

würde er Besuch erwarten. Höchst konzentriert arbeitete er an seinem Schreibtisch. Jacob war kurz aus der Fassung gebracht, fing sich aber schnell wieder.

Ruys kooperierte nicht. Das war zu erwarten, es stand viel auf dem Spiel. Marcus Ruys war alt, er war nicht in dem Alter, wo Menschen kooperieren. Mehrere Male fragten sie nach dem Brief, aber Ruys schwieg. Dann winkte Jacob den Mann mit der Arzttasche herbei.

»Sie können froh sein, dass Sie eine Spritze bekommen, Professor Ruys«, sagte er. »Eine Schusswunde ist viel schmerzhafter, aber das hier lässt sich sehr viel weniger leicht nachweisen.«

Der Professor äußerte nichts, womit sie etwas anfangen konnten. Er hatte schon auf die ersten Fragen nicht geantwortet, nicht auf die drohenden Fragen, und auch jetzt, wo er eine tödliche Injektion ins Bein bekommen sollte, schwieg er.

Das war heute Morgen eine der Alternativen gewesen. Entweder würde Professor Ruys reden, was Jacob hoffte, oder er würde schweigen, und Jacob und die anderen würden dafür sorgen, dass Ruys keinen Schaden mehr anrichten konnte, und ihn zurücklassen.

»Es ist schade, dass Sie nicht kooperieren. Es würde uns allen viele Scherereien ersparen.« Darauf wandte er sich an den Kollegen mit der Arzttasche. »Fang an.«

Jacob kannte die Wirkung des Giftes. Die injizierte Flüssigkeit würde sich nach wenigen Minuten in den Blutbahnen verbreiten. Binnen weniger Minuten entfaltete sich in dem alten Körper ihm gegenüber eine Giftbombe. Verzweigung für Verzweigung, Ader für Ader. Der Tod, der aufwärtskriecht.

»Also, Herr Professor«, sagte Jacob, nachdem der jüngere Kollege Ruys die Spritze verpasst hatte. »Hier gibt es noch eine zweite Spritze. Eine, die alles wieder ungeschehen macht. Ich erlöse Sie mit dem größten Vergnügen von dem, was gerade in Ihrem Körper vor sich geht.«

Ruys schüttelte den Kopf. Seine Beine zitterten.

»Ihre letzte Chance«, sagte Jacob. »Denken Sie an Ihre Tochter.«

Wieder schüttelte Ruys den Kopf. »Nein«, sagte er entschieden.

Ärgerlich sagte Jacob: »Mein Auftraggeber hätte Sie gern kennengelernt.« Er blickte streng. Ihm war wichtig, dass niemand an seiner Entschlossenheit zweifelte. Wenn Leute auf die Idee kommen konnten, dass er es nicht ernst meinte, trafen sie womöglich die falschen Entscheidungen.

Er sah den Professor an. Ruys weiß schon alles, dachte Jacob. Wie kein anderer. Vielleicht sogar besser als wer auch immer. Er weiß über alles Bescheid.

Der Kollege, der die zweite Spritze in die Tasche zurücklegte, sah abwartend zu Jacob, der seinerseits wieder auf den Professor blickte.

»Letzte Chance«, sagte Jacob. »Wo ist es?«

Marcus Ruys schwieg. Langsam schüttelte er den Kopf.

Jacob schloss missmutig die Augen und drehte sich um. Sie verließen das Haus.

Die Reifen rappeln über einen Wildrost des Landguts, aber das Auto drosselt das Tempo nicht. Hinter einer Baumreihe taucht plötzlich ein zweites Landhaus auf. Jacob blickt hinüber. In einer Stunde stehen hier die Autos von Managern, Sekretärinnen und Investoren. Teure Wagen von Leuten auf der Suche nach noch mehr Geld. Leute, mit denen er nie spricht, die er nie sieht.

Sie fahren weiter zur Rückseite des Gebäudes. Sie wollen nicht zu Kibubu Immobilien, obwohl das jeder vorn an der Straße denken wird. Große schwarze Wagen vor einer verlassenen Fabrik, das fällt auf; große schwarze Wagen vor einem börsennotierten Unternehmen, und keiner stellt Fragen.

Hinter dem Haus fahren sie in eine unterirdische Garage.

»Ich gehe allein. Bis gleich«, sagt Jacob beim Aussteigen. Die anderen gehorchen.

Die Hierarchie funktioniert nur, wenn nicht jeder über alles informiert ist, denkt er. Obwohl es wahrscheinlich nichts ausgemacht hätte, wenn sie mitgegangen wären, war es doch besser so. So arbeiten sie härter, bleiben treu und arbeiten auf etwas hin: dass sie bei allen Gesprächen dabei sein dürfen.

Drinnen muss er eine halbe Stunde warten. So ist es vereinbart. Nie zusammen ankommen. Sich nie zusammen fotografieren lassen. Immer leugnen, dass man sich kennt.

Jacob ist nervös. Nach einer langen halben Stunde betritt IV endlich den Raum. Er lächelt und streckt die Hand aus. Jacob steht sofort auf, zieht die Jacke gerade und gibt seinem Chef die Hand.

»So«, sagt Vier. »Ist alles geregelt?«

Vier deutet auf den Stuhl. Er trägt einen Anzug. Teuer, dunkelblau. Keine Krawatte. Sein Hals hat rote Flecken. Jacob hat ihn schon mehrmals getroffen, aber der Abstand bleibt riesig. Er weiß, so ist die Beziehung, und so wird sie bleiben. In abgedunkelten Räumen, zu festgelegten Zeiten, mit einem Wachmann vor der Tür.

Bevor Jacob antworten kann, fährt Vier fort.

»Vielen Dank für deinen Einsatz«, sagt er. »Du weißt, dass ich das zu schätzen weiß?«

»Das weiß ich. Vielen Dank.«

»Gut. Zur Sache. Wie ist es gelaufen?«

Versuch, dich zu fokussieren, denkt Jacob. Jetzt ist nicht der Moment für körperliche Schwäche. Dennoch kostet es ihn Mühe, nicht ständig auszurechnen, wie viele Stunden er in den vergangenen Wochen geschlafen hat. In den vergangenen Jahren.

»Nicht so gut«, sagt Jacob.

»Nicht?«

»Nein.«

»Information oder Elimination?«, fragt Vier.

»Leider Elimination«, sagt Jacob.

»Verdammt!« Vier schlägt auf den Tisch. Ihm ist das Lächeln vergangen. Die Wassergläser vibrieren. Jacob verzieht keine Miene. Er hat diese Reaktion erwartet.

»Tut mir leid«, sagt Jacob.

»Sogar nach der Injektionsmethode?«

»Sogar dann.«

Vier dreht sich um, starrt jetzt auf die fensterlose Wand.

»Verdammt!«, ruft er wieder. »Und jetzt?«

Jacob schweigt. Er weiß, dass es nicht seine Schuld ist. Auch Vier weiß das. Es ist die Schuld von Ruys, die Schuld dieses viel zu neugierigen alten Professors, der nicht reden wollte. Der lieber in seinem unauffindbaren Haus am Vondelpark sterben wollte, als das zurückzugeben, was er nie in seinen Händen hätte haben dürfen.

»Hast du sein Haus durchsucht?«

»Ja. Wir haben draußen gewartet und sind dann wieder reingegangen.«

»Und?«

»Auf seinem Telefon sahen wir, dass er kurz vor unserer Ankunft jemanden angerufen hat. In Amsterdam.«

Jacob reißt eine Seite aus seinem Notizbuch und schiebt sie Vier zu.

»Gut. Und weiter?«

»Nachdem wir gegangen waren und das Gift zu wirken anging, wollte er noch etwas hinterlassen. Das hier lag auf seinem Schreibtisch.«

Jacob fasst in seine Brusttasche und holt etwas heraus. Etwas Typisches. Kritzeleien auf Tischplatten. Schlüssel für Safes. Bekennnisse längst vergessener Sünden. Im Angesicht des Todes kommt alles Mögliche zum Vorschein.

»Ich weiß nicht, ob es etwas bedeutet«, sagt er. »Aber die Erfahrung lehrt, dass solche prämortalen Notizen wertvolle Informationen enthalten.« Jacob weiß, dass sich das gut anhört. Deshalb ist er der zweite Mann geworden.

Vier betrachtet interessiert den vollgekritzelten Umschlag, der vor ihm liegt. Jacob ist erleichtert. Es gibt noch eine kleine Spur. Es ist noch nicht vorbei. Vier kann zufrieden sein, auch wenn es nicht so gelaufen ist wie gedacht.

»Vielen Dank. Bleib noch einen Augenblick sitzen«, sagt Vier, während er den Umschlag studiert. »Offensichtlich ist dein Arbeitstag noch nicht zu Ende.«

09:00 Uhr
Maison Taciturne
Le Muy, Provence

Elsa hat geduscht und öffnet die Fensterläden. Sie wirft die Reste des Frühstücks in den Mülleimer neben der Haustür. Die Steinplatten in der Küche sind noch angenehm kühl unter ihren nackten Füßen. Sie stellt eine Espressokanne auf den Herd der Kochinsel in der Mitte des weiten Raums.

»Noch Kaffee?«, ruft sie Richtung Terrasse. Joost reagiert nicht.

Elsa erinnert sich daran, was ihr Vater erzählt hat. Der Küchentrakt des Hauses war früher ein altes Bauernhaus. Es ist der älteste Teil des Hauses. Einst bestand die ganze Wohnung aus diesem einen Raum, heute dient er nur noch als Küche. Früher lebte eine ganze Bauernfamilie in diesem Raum.

Die Mauern sind aus grob aufeinandergestapelten Steinen, verputzt mit Sand und Kalk. Das Haus wurde phasenweise erweitert. Nach Osten sind die Räume immer jünger. Es ist ein angenehmes Haus. Als Kind war sie bezaubert von den vielen kleinen Gängen, Treppen, Zimmern und Kellern, doch mit zunehmendem Alter wurde es langweilig. In den vergangenen Jahren ließen sich attraktivere Urlaubsziele finden. Interrailreisen mit Freundinnen, Indien entdecken, mit Joost Afrika erkunden. Jetzt, wo sie wieder hier ist, versteht sie eigentlich nicht, warum sie das Haus in den letzten Jahren gemieden hat.

Wenn keine Verwandten da sind, wird das Haus von Pierre und Valerie versorgt, einem Ehepaar aus dem Dorf. Pierre ist ein pensionierter Elektriker, der laut Elsas Vater die vergange-

nen vierzehn Jahre keinen Tag nüchtern war. Trotzdem scheint er seine Arbeit gut zu machen, obwohl er manchmal eine Flasche auf dem Tisch stehen lässt oder beim Rasenmähen ein Blumenbeet mitnimmt. Diesmal stand, als sie ankamen, eine Werkzeugkiste im Gang, über die Joost zu Elsas Vergnügen ungeschickt stolperte.

»Joost?«, ruft sie noch einmal. Wieder keine Reaktion.

Elsa geht nachsehen. Joost liegt im Liegestuhl, Lars liegt auf seinem Bauch. Beide schlafen schon wieder. Elsa lächelt. Sie wuschelt ihrem Freund durchs Haar.

»Drache, willst du einen Kaffee?«

Joost seufzt und streckt sich mit einer Hand, mit der anderen hält er den kleinen Jungen fest.

»Gern.«

Elsa geht ins Haus zurück. Sie summt ein Lied, dessen Text sie vergessen hat.

Auf einem Kästchen im Zimmer liegen ihre Portemonnaies und Mobiltelefone. Im Vorübergehen sieht Elsa das Display ihres Handys aufleuchten. Eine Nachricht.

Beim Kaffeeeinschenken klemmt sie es sich zwischen Ohr und Schulter und hört die Nachricht ab. Eine Männerstimme, ein bisschen stockend wegen des schlechten Empfangs.

»Frau Ruys? Hier ist Veen, Kriminalpolizei, Amsterdam-Amstelland. Würden Sie mich bitte so schnell wie möglich zurückrufen? Ich muss Ihnen etwas Wichtiges mitteilen.«

Er nennt eine niederländische Handynummer.

Elsa stellt die Kaffeekanne auf die Anrichte und geht wieder auf die Terrasse. Sie runzelt die Stirn.

»Was ist los?«, fragt Joost, bevor sie etwas sagen kann.

»Eine Nachricht von der Polizei auf meiner Sprachbox«, sagt sie. »Ein Kriminalbeamter.« Sie sieht Joost fragend an, als könne er ihre Fragen beantworten.

»Die Polizei?«, fragt er. »Wieso? Was wollen sie?«

»Keine Ahnung«, sagt Elsa. »Ich soll zurückrufen.«

In der Terrassenecke, wo der Empfang am besten ist, ruft sie die hinterlassene Nummer an. Es fällt ihr nicht schwer, sich Telefonnummern zu merken. Die meisten Zahlen sind für sie, was für andere Wörter sind: eine Ansammlung von Zeichen, die vor allem mit Hilfe von Assoziationen leicht zu behalten sind. Sie sieht zu addierende Zahlen vor sich. Oder zwei bekannte Primzahlen hintereinander. Oder die Telefonnummer von jemand anders, um eine Ziffer verschoben. Oder ein kleines Stückchen der Zahl Pi, ergänzt um ihre Hausnummer.

»Veen«, hört sie eine Stimme. Der Mann klingt nah.

»Hier ist Elsa Ruys.«

»Gut, dass Sie anrufen«, sagt Veen. »Es handelt sich um Marcus Ruys. Ist das Ihr Vater?«

»Ja?«

Die Stimme zögert kurz.

»Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten.«

Elsa erschrickt. Herzinfarkt, denkt sie.

»Ist jemand bei Ihnen?«

Elsa schaut auf Joost.

»Ja.«

»Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Vater nicht mehr lebt«, sagt Veen.

Elsa hält sich an einem Stuhl in der Ecke der Terrasse fest.

»Okay«, sagt sie ruhig. Sie versucht die Missgeschicke im Leben stoisch zu nehmen. Es ist eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die meisten Menschen ihres Alters haben Väter in den Sechzigern, Männer kurz vor der Pensionierung. Ihr Vater war bereits über fünfzig, als er sie bekam, und ist heute hochbetagt.

Alte Väter sterben früher als junge Väter. Eltern sterben sowieso früher. Eines Tages trifft es einen eben. Je weiter die Zeit voranschreitet, desto unausweichlicher wird diese Nachricht.

Wenn er sie früher von der Schule abholte, fragten immer wieder Kinder, ob er ihr Opa wäre.

Sie seufzt. »Das hatte ich lang befürchtet«, sagt sie. »Er war schon alt.«

»Ja«, sagt der Kriminalbeamte. Er hält einen Moment inne. »Es tut mir leid, aber das ist noch nicht alles.«

»Was soll das heißen?«, fragt Elsa. Ihr Vater ist tot. Reicht das nicht?

»Er wurde ermordet.«

Joost hat sich neben sie gestellt. Mit dem halb schlafenden Lars auf dem Arm. Sie hat es nicht bemerkt. Er legt ihr einen Arm um die Schultern.

»Frau Ruys?«, fragt der Ermittler. »Sind Sie noch da?«

»Ja«, sagt Elsa. Die Aussicht verschwimmt.

»Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Es ist jemand bei Ihnen, haben Sie doch gesagt?«

»Ja.«

Sie antwortet schwach. Ja, sie hat ihn verstanden, und ja, es ist jemand bei ihr, weiter ist nichts. Die Nachricht über ihren Vater hat sie getroffen.

Der Boden scheint unter ihr zu versinken. Aber sie versucht zu landen und zu verstehen, was der Mann am Telefon zu ihr sagt.

»In Ordnung. Wir möchten Sie bitten, in die Dienststelle zu kommen.«

»Okay«, antwortet Elsa. »Ich bin allerdings gerade in Frankreich.«

»Schaffen Sie es, nach Amsterdam zu kommen?«

»Einen Moment bitte«, sagt Elsa, als ob die Nachricht erneut hereinkäme. Sie dreht sich um und blickt zum Meer in der Ferne. »Mein Vater ist wirklich tot?«

»Was?«, flüstert Joost. Er runzelt die Stirn.

»Ich fürchte, ja«, sagt Veen.

»Marcus Ruys? Professor Ruys?«

»Ja.«

»Das muss ein Missverständnis sein. Umgebracht? Von wem denn, um Himmels willen?«

»Es tut mir leid«, sagt der Ermittler. »Können Sie zu uns kommen?«

»Aber wie denn? Wie kann so etwas passieren? Ist er vielleicht einfach gestürzt oder etwas in der Art? Handelt es sich nicht um einen Irrtum?«

»Wenn Sie hierherkommen, können Sie uns helfen, und ich werde Ihnen alles sagen, was wir wissen.«

Elsa sieht zu Joost. Lars wacht auf und beginnt zu weinen.

»Frau Ruys. Es ist sehr wichtig. Wir können Ihre Mutter nicht erreichen.«

»Sie sind geschieden«, sagt Elsa abwesend. »Sie sprechen sich kaum noch.«

»Können Sie nach Amsterdam kommen?«

»Ja«, sagt Elsa. »Natürlich. Ich komme so schnell wie möglich.«

09:30 Uhr
Die Nederlandsche Bank
Frederiksplein, Amsterdam

Ans Kahn sitzt auf der Rückbank des neuen VW Phaeton. Der Wagen verzögert und hält schließlich am Schlagbaum der Tiefgarage unter dem Sitz der Nederlandsche Bank.

»Berend, warte mal einen Augenblick«, sagt sie zu ihrem Chauffeur. »Radio 1 ruft gleich an. Unten habe ich keinen Empfang.«

Berend stellt den Motor ab.

»Soll ich das Radio einschalten?«, fragt er.

»Ja, mach mal.«

Berend drückt auf einen Knopf auf dem Armaturenbrett, und aus den Autolautsprechern ist gerade noch ihr Name zu hören.

»... findet auch Ans Kahn, Direktorin der Nederlandsche Bank. Den Vorwurf, die in Konkurs gegangenen Banken hätten keiner ausreichenden Kontrolle unterstanden, verweist sie ins Reich der Märchen. Was hätte die Nederlandsche Bank denn tun sollen? In Kürze ist sie Gast bei uns in der Sendung. Doch zuerst der Bericht von ...«

»Ins Reich der Märchen?«, sagt Kahn zu ihrem Chauffeur. »Das soll ich gesagt haben? Wer denkt sich denn so etwas aus?«

»Ich weiß es nicht, Frau Kahn«, gibt Berend zurück.

Während des Berichts meldet sich ihr Mobiltelefon. Ans Kahn kneift die Augen zusammen und schiebt ihre Brille nach oben, um zu erkennen, welche Taste sie drücken muss. Diese neuen Geräte sind eine Plage, denkt sie. Nur noch ein Display, wozu soll das nur gut sein?

»Kahn«, sagt sie sachlich.

»Ah, ein Glück, dass Sie dran sind«, hört sie eine Stimme. »Noch eine Minute, dann sind Sie auf Sendung.« Die Stimme wartet nicht auf ihre Antwort, sondern verbindet sie weiter. Jetzt hört sie die Sendung zweimal, einmal im Telefon und einmal, leicht verzögert, im Radio.

»Stell es leiser, Berend«, bittet sie, als sie kurz die Hand auf das Telefon legt. »Und setz dich ein bisschen entspannter hin. Sonst kriegst du noch einen Bandscheibenvorfall.«

Sie lacht dem Mann in dem ein wenig zu großen Anzug zu, der erst seit Kurzem, seit ihr letzter Chauffeur in Pension gegangen ist, für sie arbeitet. Ein netter Junge, findet sie.

Am anderen Ende der Leitung ertönt der letzte Teil des Berichts.

Es geht um eine Fernsehsendung und scheint mit dem Thema überhaupt nichts zu tun zu haben. Ans kennt das Programm nicht. Den Reporter kennt sie ebenfalls nicht. Überhaupt scheint die gesamte Unterhaltungskultur an ihr vorüberzuziehen, seit sie bei der Nederlandsche Bank arbeitet.

Der Moderator gibt eine kurze Einleitung und schaltet sie danach auf Sendung.

»Wir haben Ans Kahn direkt in die Sendung geschaltet. Guten Morgen.«

»Guten Morgen.«

»Ist Ihre Position eigentlich noch zu halten?«, fällt der Moderator mit der Tür ins Haus.

Ihr Magen dreht sich um, doch dann reißt sie sich zusammen und gibt Antwort.

*

Der Lift saust nach oben. Mit einem Speziälschlüssel im Schaltbrett verhindert sie, dass der Aufzug auf den anderen Etagen hält, ihre Fahrt nach oben endlos dauert und sie eine

ganze Reihe von Mitarbeitern grüßen müsste, bevor sie in ihr Arbeitszimmer kommt. Früher hielt sie nichts davon. Im Gegenteil, sie fand es gut, Mitarbeitern außerhalb von Sitzungsräumen oder geplanten Treffen zu begegnen. Im Lift, in der Garage. So würde sie ihre Mitarbeiter kennenlernen. Erfahren, wer einen Golden Retriever hatte und wer gerade einen Monat in Südamerika gewesen war.

Daraus ist nichts geworden. Immer häufiger hat sie den Spezialschlüssel genutzt und ihre private Garagenbox. Zu wenig Zeit. Ihre ganze Energie wird von den täglichen Führungsaufgaben aufgefressen, von Gesprächen mit Ministern, Mitarbeitern des Internationalen Währungsfonds und ihren Beratern. Ihr Leben ist zu einer langen Sitzung geworden.

Der Lift ist jetzt auf halber Höhe. Ans beobachtet die vorbeiflitzenden Zahlen.

Das Radiointerview war unangenehm. Warum sollte ich mich verteidigen, fragt sie sich beim Blick in die Spiegelwand des Lifts. Sie zieht das Oberteil ihres Kostüms nach unten. Schon wieder zu klein, denkt sie. Mit dem Finger wischt sie ein bisschen Lippenstift von einem Vorderzahn. Niemand hat es kommen sehen. Niemand auf der ganzen Welt war darauf vorbereitet. Warum erwartet man es ausgerechnet von ihr?

Ihre Sekretärin springt auf, als sie aus dem Lift tritt.

»Guten Morgen, Ans.«

»Guten Morgen.«

Es hat ein Jahr gebraucht, bis die Sekretärin sie mit »Ans« ansprach statt mit »Frau Kahn«. Erst als sie selbst anfing, ihre Sekretärin sehr nachdrücklich zu siezen und mit dem Nachnamen anzusprechen, änderte sich deren Verhalten.

Ans Kahn geht zu ihrem Arbeitszimmer weiter, neben der Kantine und der Eingangshalle einer der größten Räume des Gebäudes. Es liegt im obersten Stockwerk, mit Aussicht auf das Stadtzentrum und noch viel weiter. Es gibt nicht viele Orte

in der Innenstadt, wo man einen so weiten Ausblick hat. Das hat der Architekt des neuen Gebäudeteils Ans bei einem Essen oben im Okura-Hotel erzählt – seiner Meinung nach bietet das Okura den zweitbesten Blick über die Stadt. Auf Platz eins, findet er, steht ihr Büro.

Sie sieht die gigantischen Hebekräne in den Häfen im Norden, die Amstel, die Problemviertel im Stadtteil West, die von hier oben aus so friedlich in die Wiesen hineinragen, und die brutalen Bürobauten im neuen Gewerbepark Zuidas, wo das große Geld gemacht wird. Hier oben fühlt sie sich wohl. Hier hat sie den Überblick.

»Du hast dich gut geschlagen im Radio«, sagt Fré, die ihr gefolgt ist.

»Danke«, antwortet Ans. »Stimmt zwar nicht, ist aber nett von dir.«

Fré stellt ein kleines Tablett mit Tee und Keksen auf Kahns Schreibtisch.

»Viele Mails?«, fragt Ans.

»Ja«, sagt Fré. »Ziemlich viele. Oh, und eine merkwürdige Nachricht auf dem AB.«

»Merkwürdig?«

»Ja«, antwortet Fré. »Heute Nacht draufgesprochen. Hier, auf der Sekretariatsnummer. Ich stell's kurz durch.«

Fré geht zurück in ihr eigenes Zimmer. Sekunden später blinkt auf Kahns Telefon ein Lämpchen. Ans beißt in einen Mürbekeks, nimmt den Hörer ab und drückt auf *messages*. Zuerst hört sie ein Knacken. Dann eine Stimme.

»Hallo? Ansje? Hier ist Marcus. Ich habe vier Nummern von dir probiert, und diese ist die einzige, die zu funktionieren scheint. Ich hoffe, dass du das hörst, Ansje. Ich weiß, es ist lange her, aber ich brauche deine Hilfe.«

09:30 Uhr
Maison Taciturne
Le Muy, Provence

»Flieg du erst mal allein«, sagt Joost auf der Terrasse des Ferienhauses. Es hat nur noch ein Ticket für die frühe Maschine gegeben. Alle anderen Flüge des Tages waren ausgebucht.

Elsa flucht.

»Wir kommen nach«, verspricht er. »Es geht nun mal nicht anders.«

»Wir könnten fahren«, widerspricht Elsa. »Dann sind wir heute am späten Abend da.«

Sie schaut zu ihrem Freund. Das Licht um das Ferienhaus herum ist wunderbar.

Es schmeichelt Joost. Lars sieht ihm ähnlich. Sie mag die beiden nicht zurücklassen.

»Nein«, sagt er. »Einen ganzen Tag im Auto. Das willst du dir jetzt doch bestimmt nicht antun?«

Elsa beißt sich auf die Unterlippe.

»War es ein Überfall?«, fragt Joost. »Wird wohl so sein, oder?«

»Keine Ahnung«, sagt Elsa. »Ich weiß es nicht.«

»Wo ist deine Mutter?«

»Ich glaube, auf Vancouver Island. Mit Eric. Und einem Wohnmobil.«

Sie denkt an ihre Mutter und ihren Stiefvater und flucht wieder. Man sagt immer, es würde ablenken: Trauerkarten falten, alles Mögliche regeln. So weit ist sie noch lange nicht. Ihr Kopf ist eine tobende Masse Ungläubigkeit. Ihr unschuldiger,

chancenloser, alter Vater. Emeritierter Professor für Schriftkultur des Mittelalters. Warum er? Was haben sie erbeutet? Es können nicht viel mehr als wenige Hundert Euro sein. Ein paar exklusive Erstausgaben und vielleicht Antiquitäten, aber die Wahrscheinlichkeit, dass ein durchschnittlicher Räuber deren Wert auch erkennen könnte, ist sehr gering.

»Hat die Polizei schon mit deiner Mutter gesprochen?«, fragt Joost.

Elsa überlegt, wie es für ihre Mutter sein muss. Sie sind seit zwanzig Jahren geschieden, aber sie haben eine gemeinsame Geschichte, ein Kind. Das sie teilen.

»Ich glaube, noch nicht. Deshalb rufen sie mich an.«

Joost steht auf, übergibt Elsa das Baby und geht ins Haus.

»Elsa«, sagt er, »komm. Ich packe eine Tasche.«

*

Der kleine Renault jault. Joost bremst mit dem Motor, wie er es ihr in den vergangenen Wochen beigebracht hat. Elsa war es unheimlich, in den Bergen zu fahren, weil sie erst letztes Jahr den Führerschein gemacht hat. Wenn es irgendwie geht, fährt Joost. Der Mietwagen schleudert durch enge Haarnadelkurven nach unten, nach Roquefort-les-Pins, weg vom Ferienhaus, wo sie bis vor wenigen Stunden in einem Paradies gelebt haben.

Nach etwa zwanzig Minuten biegen sie links ab, auf die große Straße nach Nizza.

Auf der Rückbank brabbelt Lars in seinem Kindersitz.

Elsa versucht es noch einmal. »Noch immer der Anruferantworter«, sagt sie.

Sie blickt aus dem Fenster. Trauben. Zeilen voller Rebstöcke auf den südfranzösischen Hügeln. Wenn ihr Vater jetzt bei ihnen im Auto säße, würde er anfangen zu erzählen, welche Rosésorten hier seit fast dreitausend Jahren produziert werden. Und er würde ihnen zum soundsovielten Mal erzählen, dass

die Provence für ihre Weinflaschen in Form eines Krugs, für die Amphorenflaschen, bekannt ist.

Er hätte ihnen die Herkunft der französischen Wörter auf den Schildern erklärt, die Geschichte der südfranzösischen Städte und dass die Kinderbuchautorin Annie M. G. Schmidt hier in der Gegend ein Häuschen hatte. Dreiviertel seiner Geschichten kannte sie schon, aber das war nie ein Grund, ihm nicht zuzuhören.

Die Stimme ihres Vaters hatte immer eine beruhigende Wirkung. Man fühlte sich sicher, als ob jemand, der alles wusste, auch für alles eine Lösung hätte. So sah sie ihn früher, und sie befürchtet, dass sich das eigentlich nie geändert hat. Wenn er spricht, ist sie sicher. Solange er erzählt, kann ihr nichts passieren.

Sie denkt an das Haus ihres Vaters in Amsterdam. Sein unauffindbares Haus am Rande des Vondelparks, in das er nach der Scheidung gezogen ist. Eine ehemalige Fabrik. Das hat er jedem erzählt, der zum ersten Mal kam. Drei niedrige Gebäude umschließen einen Innenhof. In der Anzeige damals wurden »originelle Details« und der »authentische Charakter« angepriesen, was im Klartext bedeutete, dass es eine Ruine war und übermäßig viel instand gesetzt werden musste. Obwohl seine Talente hauptsächlich intellektueller Natur waren, kaufte er das Haus.

Das Haus, das nie fertig wird, so nannte es Elsa.

Ihr Vater nannte es sein Kloster. Es war eine Oase der Ruhe in einem der überlaufensten Viertel der Stadt, vor allem im Sommer, wenn der Touristenstrom niemals abzureißen schien. Das Haus erinnerte ihn an die kühlen Innenhöfe von Klöstern in italienischen Städten, die er gern besuchte, als er noch mühelos reisen konnte.

Anfangs war es ihm lästig, dass niemand sein Haus auf Anhieb finden konnte. Zusammen mit Elsa nagelte er die Haus-

nummer neben die Tür, dazu ein Schild mit ihren Namen, malte Pfeile auf die Platanen im Park, doch es half alles nichts. Leute, die vorbeischaun wollten, tauchten nicht auf. Sie riefen eine Stunde später von zu Hause aus an, sie hätten lange gesucht, es aber schließlich aufgegeben.

Es war ein angenehmes Haus, ganz anders als die Häuser ihrer Klassenkameraden oder das Apartment, in dem sie mit ihrer Mutter und Eric wohnte. Ihre Freundinnen wollten immer gern mitkommen, wenn Elsa am Wochenende ihren Vater besuchte.

Sie lagen nicht einmal so falsch, wenn sie ihn für ihren Großvater hielten. Alles war erlaubt, alles war möglich, alles war faszinierend: das Haus, das Essen, die Geschichten, die er erzählte.

Erst später lernte ihr Vater sein unauffindbares Kloster lieben. Er nahm sogar das Schild mit der Hausnummer und seinem Namen weg. Von da an konnten ihn nur noch gute Bekannte und Verwandte finden. Natürliche Auslese, nannte er das.

Jetzt fragt sie sich, wie man ihn heute früh in diesem Haus gefunden hat. War es in der Küche? Oder überwältigt in seinem Bett? Oder im Arbeitszimmer, auf dem Amarantholzfußboden, den er in Elsas Beisein gelegt hatte, bevor er dort einzog? Anfangs war der Boden noch glänzend und unversehrt, aber nach all den Jahren ist er vom vielen Laufen abgetreten. Auf dem Holz sieht man Pfade, von der Tür zum Schrank, vom Schreibtisch zum Tischchen mit den leeren Kristallkaraffen und zu dem Platz am Fenster, wo er Jahre verbracht hat, nachdenkend oder auf das Gewimmel im Park starrend.

Elsa versucht, nicht daran zu denken. Vergeblich. Was gedacht werden muss, lässt sich nicht aufhalten, denkt sie. Auch dieser Gedanke stammt von ihrem Vater.

Am Eingang des Flughafens von Nizza hält Joost. Elsa gibt ihm einen Kuss und drückt Lars an sich. Sie schaut auf ihr Kind und denkt, er wird seinen Opa nicht kennenlernen.

Willenlos überlässt sie sich dem Einchecken, dem Boarding, den Sicherheitsprozeduren. Eigentlich sollte sie im Ferienhaus auf der Terrasse sitzen. Nicht in einem Flugzeug zurück nach Amsterdam.

Die Beschleunigung der Boeing 737 ist das Erste, was sie wieder wirklich fühlt seit der betäubenden Nachricht des Ermittlers. Beim Aufsteigen sieht sie an ihrem Nachbarn vorbei aus dem Fenster, aufs Mittelmeer, auf den Schaum der Brandung. Dann werden die Wellen zu langen Bögen. Sie sieht die Kräuselungen im Wasser, gegen das der Wind drückt und an dem der Mond zieht. Schließlich nimmt das Flugzeug einen weiten Bogen, und statt des Wassers sieht sie das Grün der Hügel. Sie schaut auf die weißen Villen und die kleinen blauen Rechtecke der Schwimmbäder weit unter sich. Elsa legt den Kopf in den Nacken und seufzt.

Ihr ist kalt. Nach fünf Minuten erlischt das Ansnallzeichen, und eine Stewardess serviert Kaffee. Sie lächelt Elsa zu. Es fällt ihr schwer zurückzulächeln.

Alles erscheint jetzt so unwichtig. Die Mathefakultät, an der sie in den letzten Jahren mehr Zeit verbracht hat als zu Hause. Ihre Verdienste um die Zahlentheorie, die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern auf der ganzen Welt, die fast fertige Doktorarbeit.

Elsa kann nur an ihren Vater denken. An sein Haus, seine Stimme, seine Geschichten.

Geschichten über mythische, mittelalterliche Gestalten mit merkwürdigen Empfindungen. Geschichten über eine Welt noch ohne Schnellstraßen, ausufernde Städte und Autos. Sie erinnert sich, dass sie als kleines Mädchen jahrelang dachte, ihr Vater wäre noch in dieser Welt herumgelaufen, mit einem